

Neues aus Langen Brütz



DDR, Rostock, 1987

36

von Siegfried Wittenburg
36. Ausgabe
April 2018

Liebe Leserinnen und Leser,

es wird wieder Zeit, einen Beitrag aus dem real vegetierenden Sozialismus zu verbreiten. Es geht mir nicht darum, bierernst ein System anzuprangern, sondern die Parallelen zu Heute aufzuzeigen. Herrscher der Vorzeit hielten sich einen Hofnarren. In der DDR übte diese Funktion das politische Kabarett aus. Stoff für abendfüllende Kabarettprogramme produzierten die SED-Genossen genug.

Gelernte DDR-Bürger mit einem gesunden Menschenverstand werden noch erzählen können, wie geschickt die Kabarettisten auf den Kleinkunsth Bühnen ihre Texte servierten. Jede Vorstellung war ausverkauft. Die Worte wurden so gewählt, dass der Inhalt ideologisch nicht anfechtbar war. Das Publikum dachte auf Grund seiner Erfahrungen im real existierenden Sozialismus den angedeuteten Sachverhalt zu Ende, bis es die Systemkomik begriff und sich mit einem befreienden Lachen herzhaft auf die Schenkel klopfte.

Viel Vergnügen
Ihr
Siegfried Wittenburg



Foto: Anna Elisabeth Bruß, 2018

Der Autor und Herausgeber ist Träger des Ordens „Banner der Arbeit“ Stufe III 1983, der „Ehrennadel für Fotografie“ in Bronze 1987 und des „Friedensnobelpreises“ 2012 in der EU. Jetzt konnte er sich eine neue Brille leisten.



Folgenden Text verfasste ich für die Thüringer Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte und Politik "Gerbergasse 18", herausgegeben von der Geschichtswerkstatt Jena e. V. Der Titel der Zeitschrift weist auf die oppositionellen Aktivitäten in diesem Hause in der Zeit hin, von der man heute oft sagt: "Es war nicht alles schlecht." Letztlich warf ich den Beitrag in den Papierkorb. Aber diese Ausgabe des PDF-Magazins war schon fertig.

Volkseigener geht nicht

Nach dem Ende der DDR habe ich diese Kabarets vermisst. Es war tatsächlich nicht alles schlecht, denn die politischen Witze waren hinreißend, auch deshalb, weil das Erzählen unter ungünstigen Umständen strafrechtlich verfolgt werden konnte, was die Brisanz erhöhte. Nach dem Ende des sozialistischen Experiments am lebenden Objekt gab es nicht mehr so viel zum Lachen, oder die Ostdeutschen mussten auch beim Humor umlernen. Erst seit der Epoche, die Historiker später Brexit-, Trump- oder Erdogan-Ära nennen werden, haben die Widersprüche, die Satire und somit das Lachen wieder zugenommen. Ich bin unschlüssig, dieses als einen Glücksfall zu betrachten, denn dieses Lachen hat die Eigenschaft, so manches Mal im Halse stecken zu bleiben.

Mein ältester Bruder, der in Mainz lebte, hatte sich zum Osterfest 1985 bei meinen Eltern angemeldet. Ich teilte dieses meinem Vorgesetzten mit, der Jahre zuvor Druck auf alle Kollegen ausgeübt hatte, dass sie ihren Westbesuch meldeten. Ansonsten – naja. Doch statt die Meldung sachlich zur Kenntnis zu nehmen, reagierte der Meister anders als vereinbart, weil er meinte, dass ich beim Festschmaus seinem Klassenfeind Dinge verraten könnte, wovon ich gar nicht wusste, dass sie für meinen Bruder interessant sein könnten. Klassenfeinde waren in der DDR generell nicht gern gesehen. Nur das Geld, das sie mitbringen mussten, war willkommen. Der Meister, SED, der seinen Hass auf alles Westliche daraus nährte, dass er als 16jähriger Hitlerjunge mit einer Flinte auf amerikanische Panzer gehetzt wurde, verbot mir, meinen Bruder an diesem hohen Feiertag zu treffen.

Ich stellte die Frage, wie ich mir das vorstellen solle, denn es ging ja nicht um meinen Bruder, sondern um unsere gemeinsamen Eltern, die ja nichts dafür konnten, dass die SED ihre geliebten Söhne als sich gegenüberstehende Feinde einstuft. Wir beide sind doch die Kinder unserer Eltern und für diese ist es doch ein Glück, wenn sie ihre Nachkommen erleben können. Schließlich hat doch unser Friedensstaat das Ziel, allen Menschen eine glückliche Zukunft zu ermöglichen. Nun stand halt Ostern vor der Tür. Als ich noch hinzufügte, dass das christliche Osterfest in einer Kirche gefeiert wird, wo auch die anderen Geschwister und weitere Angehörige zusammenkommen, fand ich mich kurzerhand in einem anderen Betriebsteil wieder.

"Hast du nichts zu tun?"

Heute in der Öffentlichkeit erzähle ich oft davon, dass die Werktätigen in der DDR auch fleißig waren, pünktlich zur Arbeit erschienen, aus Sch...aumgummi Bonbons machten und trotz aller Mängel ihre Frau oder ihren Mann standen. Doch in meinem neuen Kollektiv wusste ich nach zwei Wochen nicht mehr, was ich machen sollte. Ich arbeitete als Service-Mechaniker in einer Reparaturwerkstatt für elektronische Geräte. Die NVA als Hauptkunde lieferte ihre alte Technik wie Röhrenverstärker, Funkgeräte oder Wechselsprechanlagen an und ich machte sie wieder flott, wobei ich angesichts dieses Schrotts oft meinte, eine effiziente Neuanschaffung wäre besser gewesen. Vielleicht war es das, was vor dem Klassenfeind verheimlicht werden sollte. Doch in Anbetracht meines niedrigen Stundenlohns musste sich der Aufwand gelohnt haben. Jedenfalls war nach einem halben Monat das Regal im Lager, wo die Geräte auf die Bearbeitung warteten, leer. Eine nächste Anlieferung war erst gegen Monatsende angekündigt.

„Hast du nichts zu tun?“, fragte mich mein neuer Meister, Ingenieur und parteilos. Vorsichtshalber bejahte ich diese Frage nicht. „Wenn du nichts zu tun hast, kannst du das Dach decken. Sieh mal dort. Es regnet durch“, fuhr er fort. In der Tat hatte sich in diesem Betriebsteil seit Gründung der DDR bis auf einige provisorische Anbauten nichts getan, was man Fortschritt hätte nennen können.



Sichere Arbeitsplätze, Scheinbeschäftigung und Schwarzarbeit

Ein Maler beschäftigte sich schon seit einer Woche mit dem Anstreichen der Pförtnerloge am Werktor, und zwar immer morgens bei Schichtbeginn, wenn er von den Werk tätigen bei seiner Schufferei gesehen wurde. In der übrigen Zeit organisierte er sich Schwarzarbeit für das weitaus besser bezahlte Wochenende. Die Vorgesetzten waren heilfroh, dass sie überhaupt einen Maler bekommen konnten, der die Pförtnerloge und vielleicht auch ihr Büro aufhübschte, wenn der Handwerker sich denn gnädig zeigte und auch Zeit dafür fand. Wer wusste, wie lange es gedauert hätte, bis ein Dachdecker aufzutreiben gewesen wäre. Ich antwortete nicht auf den Hinweis meines Meisters, hatte aber die listige Antwort auf der Zunge, dass ich das Dach decken würde, wenn er denn Dachpappe und entsprechendes Zubehör besorgen würde, wohl wissend, dass sich dann der Schwarze Peter in seiner Hand befunden hätte. Als wenn er das geahnt hätte, verschwand er in seinem Büro und schlug die Tür hinter sich zu, gefolgt von der Gewerkschaftsvertrauensfrau, um sich Maßnahmen für den Kampf um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ auszudenken oder das Brigadetagebuch mit Heldentaten zu illustrieren.

Um unangenehme Auseinandersetzungen dieser Art in Zukunft zu vermeiden, lernte ich wesentlich langsamer zu arbeiten. Stattdessen leitete ich meine Energie in den kulturellen Bereich hinein, wo ich unter Gleichgesinnten auch Anerkennung fand. Mein älterer Kollege hinter der gegenüberliegenden Werkbank, mittels aufgetürmten Messgeräten hermetisch abgeschirmt, hatte bereits sein Rezept gefunden. Er reparierte defekte Autoradios westlicher Produktion, irgendwo aus dem Schrott gezogen. Werbung brauchte er dafür nicht machen, denn wie bei solchen Dienstleistungsangeboten üblich, sprachen sie sich im Betrieb herum. Bei dreieinhalbtausend Beschäftigten, inklusiv der Vorgesetzten, hatte er ausreichend zu tun. Diese hatten weiterhin zahlreiche Kumpels und Verwandte nach dem Motto „Eine Hand wäscht des Anderen Fuß“, auch unter „Vitamin B“ bekannt. Manche nennen es bis heute „Solidarität“ oder „Zusammenhalt“.

Ersatzteile gab es in den volkseigenen Schubfächern noch genug und Lieferscheine waren vom allgemeinen Papiermangel betroffen. Hatte mein Kollege ein Autoradio wieder zum Dudeln gebracht, wechselte recht unauffällig ein zusammengerolltes Stück Papier mit einer Zahl und einem Porträt von Friedrich Engels drauf als Anerkennung für die unkomplizierte sozialistische Hilfe seinen Besitzer. Ich hörte dafür während der Arbeitszeit unverfroren Westradio, was eigentlich nicht hätte sein dürfen. Ein sozialistisches Kollektiv war eben wie eine große Familie.

Der größte Schatz, den ich an diesem Arbeitsplatz „besaß“, war ein Telefon. Mit Amtsanschluss! Mein Antrag auf einen privaten Telefonanschluss in der Neubauwohnung lief bereits seit drei Jahren. An eine Telefondose haben die Bauarbeiter zwar gedacht, doch die Vernetzung mit anderen Teilnehmern war wohl erst nach dem Erreichen des Weltkommunismus geplant. Ich fragte meinen Meister, wie es sich mit den Gebühren verhielt, wenn ich das Telefon für private Zwecke nutze. „Einmal im Monat bekommst du von mir eine Abrechnung“, sagte er mir. Ich telefonierte hin und wieder, auch mein Kollege telefonierte, doch eine Rechnung kam nie. Ich wurde mutiger, telefonierte mit Freunden, die in anderen Betrieben ebenfalls telefonisch zu erreichen waren, führte Ferngespräche, sogar in das sozialistische Ausland, auch in englischer Sprache. Vielleicht hätte ich sogar meinen Bruder in Mainz anrufen können.



DDR, Rostock-Warnemünde, 1983

"In der nächsten Diktatur müssen wir zuerst die Kunst verbieten."

Ulrich Mühe

In meiner Freizeit leitete ich einen Betriebsfotozirkel, aber den eines anderen Betriebes, was historisch so gewachsen war, mein neuer Meister aber nicht so gern gesehen hat. Denn der Leiter des Fotozirkels des eigenen Betriebes war ebenfalls Angehöriger unseres Kollektivs und aufgrund seiner amateurfotografischen Aktivitäten und seiner Fotos in der Betriebszeitung sehr hoch angesehen. Dieses löste durch meine veränderte Kollektivzugehörigkeit eine Konkurrenzsituation aus. Im Wettbewerb zur Erziehung der Angehörigen der Arbeiterklasse zu allseits gebildeten sozialistischen Persönlichkeiten spielte die Betriebszugehörigkeit eine bedeutende Rolle. Wurde zum Fotowettbewerb aufgerufen, um die Erfolge des Aufbaus des Sozialismus

Diese Aufnahme fertigte ich als nebenberuflich tätiger Leiter eines Fotozirkels eines anderen Betriebes im Auftrag meines Meisters für die Bestentafel seines/unseres Betriebes an. Ich platzierte meinen Kollegen in der Brücke eines Tonnenlegers des Seehydrographischen Dienstes. Obwohl ich mit eigener Kamera und eigenem Fotomaterial arbeitete, erhielt ich dafür keine Vergütung, weil es wohl innerhalb der regulären Arbeitszeit geschah. Ich weiß nicht, wofür die fest angestellten Betriebsfotografen zuständig waren. Siebzehn Jahre später las ich in meiner Akte, dass die beiden genannten Herren fleißig Berichte über mich verfasst hatten. Und diese waren ziemlich übel.

in Bildern darzustellen, so stand in den Ausstellungen neben dem Namen des Erfolgreichen auch der des Betriebes, der den Werktätigen für die kulturvoll zu gestaltende Freizeit auch ein Fotolabor zur Verfügung stellte, weil in den Neubauwohnungen so etwas nicht möglich war, zumindest nicht, wenn auch Familienangehörige die kleine Nasszelle nutzen wollten.

Der Leiter des Fotozirkels meines Betriebes rechnete seine Erfolge bei solchen Fotowettbewerben zusätzlich im Rahmen des Titelkampfprogramms „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ ab. Bei Erfolg winkte eine stattliche Prämie, die kollektiv bei Wein, Weib und Gesang (im Kapitalismus: Sex, Drugs and Rock 'n' Roll) als kleinster gemeinsamer Nenner aller weiblichen und männlichen Mitarbeiter verprasst wurde.



DDR, Rostock, 1987

DDR, Rostock, 1987

Während meiner Tätigkeit als Service-Mechaniker bildete ich auch unkonventionell Lehrlinge zu Elektronik-Facharbeitern mit Abitur aus.

Der Bitterfelder Weg

Diesem Procedere abträglich war, dass der von mir geleitete Fotozirkel in einem anderen Betrieb größer, jünger und aufgrund der jugendlichen Kreativität und Experimentierfreude erfolgreicher war und ich wiederum diesen Erfolg in einem fremden Betrieb abrechnete, was den eigenen etwas alt aussehen ließ, jedenfalls in dieser Beziehung, obwohl beide einem gemeinsamen Kombinat angehörten und ohnehin volkseigen waren. Der Fotozirkel, wo ich mich heimisch fühlte, hatte zumindest schon eine Goldmedaille der 20. Arbeiterfestspiele in Gera errungen, was Glückwunschtelegramme auf höchster Ebene von der SED, dem FDGB und dem Rat der Stadt einbrachte. In diesem Zusammenhang benutzte ich oft das Telefon, wobei ich die gesellschaftspolitische Relevanz nicht nach volkseigenen Kostenträgern differenzieren

konnte, denn letztlich wurden die Bilder beider Betriebsfotozirkel neben weiteren in einer gemeinsamen Ausstellung gezeigt, die eine mehrheitlich von der SED besetzte Jury auswählte.

Als Organisator für die öffentliche Wirksamkeit von Fotografien, die den erfolgreichen Aufbau des Sozialismus darstellten, trat in der Regel der Kulturbund der DDR in Erscheinung. Dieser war jeweils auf Kreis- und Bezirksebene strukturiert und mit haupt- und nebenamtlichen Funktionären, in der Regel SED, besetzt. Diesen untergeordnet war die Gesellschaft für Fotografie. Damit noch nicht genug, existierte weiterhin eine Leistungsgruppe des Kulturbundes, wo sich regelmäßig die Fotoamateure versammelten, die von sich meinten, etwas besser zu sein als die anderen, weil sie bereits hier und dort einen Preis gewonnen hatten. Sie zeigten sich auch gegenseitig ihre Aktaufnahmen.



DDR, Rostock, 1983

Ich weiß nicht mehr, wie ich zu der Ehre kam, an einer Jurysitzung für die Bezirksfotoschau Rostock teilgenommen haben zu dürfen. Meine kritischen Arbeiten werden nicht der Grund gewesen sein. Wenn ich die mir namtenlich bekannten Juroren anschau, gehörten mindestens sechs von ihnen der SED an und einer war IM für das Ministerium für Staatsicherheit tätig. Eine meiner Fotografien, inhaltlich völlig harmlos, erhielt sogar einen Preis.

Wie ich für kurze Zeit ein Funktionär wurde

Es war an einem Wochentag im Frühjahr 1986, als neben meinem Arbeitsplatz das Telefon klingelte.

„Hier ist die Kreisleitung des Kulturbundes. Herr Wittenburg, Sie wurden vorgeschlagen, zur Wahl als Stellvertreter des Kreisvorsitzenden der Gesellschaft für Fotografie im Kulturbund der DDR zu kandidieren. Ich möchte Sie fragen, ob Sie diese Funktion ausüben würden?“

„Stellvertreter für wen?“

„Der Kreisvorsitzende ist zurzeit Rudi. (Anm. des Autors: Er hieß tatsächlich Rudi, doch ich nenne nicht seinen vollen Namen.) Er wird wieder gewählt werden und braucht einen Stellvertreter.“

„Ja, Rudi kenne ich. Darf ich mir das noch überlegen?“

„Ja, natürlich. Kommen Sie doch bitte in der nächsten Woche am Donnerstag zur Versammlung. Wir schicken Ihnen eine Einladung.“

„Gut. Auf Wiederhören.“

Ich legte auf und fragte meinen älteren Kollegen gegenüber, was er davon hält.

„Mache das doch“, meinte dieser, „dann hast du eine Funktion mit Straße und Hausnummer. Wer weiß, wozu das einmal gut sein wird.“

Meine Frau zu Hause zeigte mir den Vogel. „Du willst Funktionär werden? Stellvertreter von Rudi? Der ist mir nicht geheuer.“

Meine Freunde im Fotozirkel wägen ab.

„Vielleicht ist es für uns ganz gut“, war die mehrheitliche Meinung und ich entschloss mich zu erfahren, wie sich Funktionär so anfühlt. Ich nahm an der Versammlung teil und die Wahl verlief wie vorgesehen. Rudi wurde mein Chef und ich „Stellvertreter des Kreisvorsitzenden der Gesellschaft für Fotografie im Kulturbund der DDR“, oder so ähnlich.



DDR- Güstrow, 1983

Ein winziges Schaufenster, außer Westfernsehen, öffnete sich aus der anderen Welt: eine Ausstellung international bekannter Fotografen aus Mexiko im Schloss Güstrow. Gemeinsam mit den jugendlichen Fotozirkelmitgliedern unternahmen wir einen Besuch. Die Fotografien vermittelten eine tief humanistische Bildsprache - und verstörten die Bildklischees so mancher SED-Genossen.

Ich traute meinen Ohren nicht

Rudi beglückwünschte mich mit einem überlegen wirkenden Gesichtsausdruck, denn am Revers blinkte sein ovales Parteiabzeichen.

„Komme mich doch bitte in einer Woche besuchen. Wir haben etwas zu besprechen.“ Rudi nannte mir seine private Adresse und ich als ehrenamtlicher Funktionär klingelte wie verabredet an seiner Wohnungstür in einem gepflegten Mietshaus aus den fünfziger Jahren. Rudi servierte Kaffee, während ich mir seine akkurat sortierte Bibliothek mit Fotobüchern aus der DDR-Produktion anschaute: stereotypische Jahrbücher, systemkonforme Ausgaben und sozialistische Prachtbildbände, welche die erfolgreich gedopte Sportnation ins internationale Licht rückten. Sie glichen sich seit fünfzehn Jahren wie ein Ei dem anderen. Ich vermisste die Bildbände mit den echten und stillen Aufnahmen, die auf Grund ihrer Seltenheit hohe Auflagen erreichten, oft vergriffen waren oder unter Kennern kreisten.

Auch ein Magazin aus dem Westen, oder mehrere, irgendwie ins Land geschmuggelt und unter Freunden oft zur Anregung ausgetauscht, war nicht zu entdecken. Rudi führte mich in seinen Hobbykeller und zeigte mir stolz sein Labor zur Verarbeitung von Farbfotografien.

„Ich lege immer Wert auf die modernste Technik“, erzählte er. „Ich möchte die Farbfotografie weiter ausbauen.“

Nachdem ich seinen für sozialistische Verhältnisse beachtlichen materiellen Wohlstand ausreichend bewundert hatte, fragte ich Rudi nach dem Grund meiner Einladung.

„Wir organisieren alle zwei Jahre eine Kreisfotoausstellung. Jetzt ist es wieder so weit“, erklärte er.

„Was gibt es zu tun?“, fragte ich.

„Die Organisation musst du in diesem Jahr übernehmen, denn ich bin verhindert.“



DDR, Rostock, Industriegelände Osthafen, 1987

Es war verboten, ohne Erlaubnis Fotografien von Industrieanlagen anzufertigen. Wer dabei erwischt wurde, konnte ein Verfahren wegen Spionage an den Hals bekommen. Eines langen, sonnigen Abends machte ich mich auf den Weg, um mich quasi vor der Haustür um das Volkseigentum zu kümmern. Zu meiner Überraschung hinderten mich keine Zäune und kein Sicherheitspersonal an meiner Tätigkeit. Es herrschte schlicht und einfach eine totale Schlamperie.

„Ich habe doch keine Ahnung, wie eine solche Fotoschau organisiert und durchgeführt wird. Was kommt auf mich zu?“

„Die Organisation ist ganz einfach. Viele Aufgaben von der Öffentlichkeitsarbeit bis zur Montage der Aussteller werden innerhalb des Kulturbundes routinemäßig durchgeführt. Die Fotoschau wird im Foyer der Mensa der Universität stattfinden, einem Ort mit vielen Tausend jungen Besuchern. Täglich.“

„Und warum bist du verhindert?“

Rudi wurde vertraulich, beugte sich vor und seine Stimme wurde leiser.

„Meine Tante aus dem Westen kommt zu Besuch. Ich habe eine kleine Wunschliste für mein Farblabor und meine Fotoausrüstung.“

Ich gebe zu, dass in meinem Gehirn eine Idee aufblitzte, die zu damaliger Zeit nicht gerade als systemimmanent bezeichnet werden konnte und ich über Rudi ein Urteil fällte, das ich lieber für mich behielt.

„Gehört es dann auch zu meinen Aufgaben, die Jury zusammenzustellen?“, fragte ich in der Hoffnung, dass sich meine Ahnung bewahrheiten würde.

„Ja.“

Ich traute meinen Ohren nicht.

„In Ordnung, ich übernehme das“, hörte ich mich sagen und spürte, welche Möglichkeiten sich mit dieser Tätigkeit eröffneten. Im Fotozirkel beriet ich mich mit meinen Gleichgesinnten über die Zusammensetzung der Jury.

„Ehrlich gesagt, bereitet mir das am meisten Kopfzerbrechen“, sagte ich. „Ich kann doch nicht vordergründig eine Opposition gründen. Mir schwebt vor, dass die eine Hälfte der Jury die jungen Wilden stellen und die andere die üblichen Fotofunktionäre, die SED-Genossen. Und im Fall einer Pattsituation habe ich noch meine Stimme.“

Gesagt, getan. Die von mir angesprochenen Juroren sagten zu und ich gab die Namen telefonisch an die Kreisvorsitzende des Kulturbundes durch, die mir diese wenige Tage später bestätigte.



DDR, Rostock, Osthafen, 1987

Sicher, es gab auch moderne Industriebauten und Bürogebäude, oft aus standardisierten Betonteilen gefertigt. Doch diese zu fotografieren war verboten. Ein großer Teil der Arbeitsplätze befand sich seit Jahrzehnten in Holzbaracken.

Am Abend der Jurysitzung lagen etwa 450 eingesandte Fotos auf dem Tisch, wovon etwa 150 ausgewählt werden sollten. Die Juroren erschienen. Die jungen Wilden waren vollzählig, doch von den vorgesehenen drei Genossen kam nur einer.

„Ich möchte die beiden anderen Genossen entschuldigen“, sagte dieser zaghaft achselzuckend, „sie sind leider verhindert.“ Mein Konzept war somit hinfällig und den jungen Wilden war ihre Kampfeslust anzusehen. In der ersten Runde wurden die technisch mangelhaften Fotos einstimmig aussortiert. In der zweiten Runde kamen die typischen Amateurbilder zur Sprache, woraus ersichtlich war, dass viele davon einen Preis von den SED-Juroren anpeilten. In geringer Anzahl, doch auffällig, waren Einsendungen dabei, die bereits ansatzweise die Tristesse des Lebensumfeldes der Bildautoren darstellten und somit zur Auseinandersetzung mit der Realität aufforderten: Baufällige Windmühlen, geschundene Wohnhäuser. Ein Autor hatte triste S-Bahnstationen fotografiert, mit überquellenden Papierkörben, weggeworfenen Schnapsflaschen und alkoholisierten Menschen. Die jungen Wilden waren begeistert.

Der Genosse protestierte leise: „Das kann man doch nicht veröffentlichen!“

„Wir können ja abstimmen!“, war die Antwort. Der Genosse unterlag in jedem Fall.

Am nächsten Morgen am Arbeitsplatz, ich hatte noch nicht einmal meinen Kittel an, klingelte das volkseigene Telefon.

„Hier Kreisleitung Kulturbund. Guten Morgen, Herr Wittenburg, ich habe mir eben die Fotos angeschaut. So können wir diese Ausstellung nicht durchgehen lassen!“

„So? Warum denn nicht? Es ist doch die Entscheidung der Jury...“

Kurze Pause.

„Die Gesamtaussage ist zu negativ. Müssen denn alle baufälligen Windmühlen und Wohnhäuser ausgestellt werden?“

„Wir haben keine gefunden, die nicht baufällig waren.“

Pause.

„Und diese Bilder von den Haltepunkten der S-Bahn?“

„Die Jury war dafür.“

Pause.

„Und haben Sie auf dem einen Foto diesen Spruch nicht gelesen?“

„Welchen Spruch denn?“



DDR, Rostock, Osthafen, 1987

Ein „volkseigener“ Betriebs- oder Kombinatdirektor durfte keinen Gewinn erwirtschaften. Profit war eine Erscheinung des Kapitalismus und somit verpönt. Die erwirtschafteten Erträge flossen an den Staat und die SED bestimmte über die Verwendung, ob sie etwas von Ökonomie verstand oder nicht.

„Ein Bildautor hat seinen Spind auf der Arbeit fotografiert, mit seinen Arbeitshandschuhen und einem Bild seiner Frau. Im Spind ist ein Zettel angebracht.“ Die Kreisvorsitzende liest vor: „In den Menschen Unduldsamkeit gegenüber dem Bösen und Gemeinen und Entschlossenheit zum Kampf gegen jede Ungerechtigkeit wachzurufen - auch das ist Humanismus! Das kann man doch nicht veröffentlichen!“

„Ich kümmere mich.“

Ich rief den Bildautor an, ebenfalls ein junger Wilder. Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort:

„Lenin. Gesammelte Werke. Band 6. Seite 375.“

Ich rief daraufhin die Chefin der Kreisleitung des Kulturbundes an.

„Lenin. Gesammelte Werke. Band 6. Seite 375.“

Lange Pause.

„Aber können Sie nicht die Fotos von den baufälligen Windmühlen entfernen?“, versuchte sie zaghaft, wieder die Oberhand zu gewinnen.

„Das kann nur die Jury. Es ist ein demokratisches Verfahren“, gab ich zu Bedenken. Ich hörte sie seufzend zustimmen.

Ich berief die nächste Jurysitzung ein. Diesmal kamen alle. Auch Gäste mit Parteiabzeichen waren dabei. Und, natürlich, die auffällig Unauffälligen. Rudi schäumte vor Wut. Ein Parteiloser zählte ihn an: „Während du deine Westtante angebettelt hast, ist hier dein Parteauftrag aus dem Ruder gelaufen. Rudi, wo ein Genosse ist, ist die Partei. Und du warst nicht auf deinem Platz!“

Dieser sah jetzt aus wie ein Häuflein Unglück. „Und was machen wir jetzt mit den Bildern?“ fragte Rudi leise.

„Die Jury entscheidet“, erklärte ich ihm. „Wer denn sonst?“

Die Jury entschied, ein Bild von einer baufälligen Windmühle herauszunehmen. Die anderen Fotografien, auch die stillen und anklagenden, entfalteten wenig später ihre Wirkung vor tausenden Studenten.

„Na?“, spöttelte meine Frau, „Wie ist es so als Funktionär?“

„Es ist wie im Kindergarten. Ich habe mein Ehrenamt niedergelegt, um Besseres zu tun. Aber diese Erfahrung war mir wichtig.“



DDR, Rostock-Schmarl, 1985

Viele Jahre später: Der ehemalige Betriebsteil fiel der Abrissbirne und der Planierraupe zum Opfer. Mein Meister machte sich mit einem kleinen Service-Betrieb und einem Geschäft für Kinderbekleidung selbständig, tatkräftig von seiner vormaligen Sekretärin und der Gewerkschaftsvertrauensfrau unterstützt. Die älteren Kollegen hatten bald das Rentenalter erreicht. Einen von ihnen traf ich, als er sich von seiner Abfindung ein neues Auto kaufte. Die jungen Wilden sind in den Westen gegangen. Die Kreisvorsitzende des Kulturbundes traf ich zufällig und grüßte sie. Ihr Blick zu mir zurück war eisig. Die ehemaligen Mitglieder der Leistungsgruppe fanden wieder zusammen und zeigen sich ihre Fotos aus Spanien, Südafrika und New York auf ihren Laptops. Irgendwann besuchte mich Rudi in meinem Fotostudio und ließ sich einige Bilder einrahmen. Ich fragte, wie es ihm gehe.

„Mir geht es gut. Ich habe eine auskömmliche Rente. Aber ich habe in meinem Leben auf das falsche Pferd gesetzt.“ Ich verstand nicht. So ergänzte er wörtlich: „Na, ich war doch schon Eliteschüler bei der Waffen-SS.“

Auf dem Weg als Werk­tätiger zu meinem bereits arg verschlissenen Arbeitsplatz kam ich täglich an diesem modernen Werk vorbei. Hier wurden mit modernsten Maschinen, aus Spanien importiert, von 1.200 Frauen und vietnamesischen Vertragsarbeiterinnen Jeans produziert, Marke Levi's, verkauft über den OTTO-Versand in Hamburg. Das Volk hat sie nie gesehen. Für DDR-Jugendliche gab es Wisent- und Boxer-Jeans. Man musste sich daran gewöhnen.

In dieser Aussage des jetzt älteren Herrn schwang ein wenig Stolz mit, und mit einer Anspielung auf seine in Bayern lebenden Söhne fügte er hinzu: „Im Westen hätte ich eine bessere Karriere gemacht.“ Das sind solche Momente, in denen das Lachen im Hals stecken bleibt.

Als er mir das offenbarte, wusste ich noch nicht, dass er einer meiner IM für die Stasi war. Aus seinen Berichten war zu lesen, dass er genau wusste, dass meine Arbeiten den Staat nicht so darstellten, wie seine Funktionäre es gern gesehen hätten.

Doch einen Bericht über den Vorgang dieser Kreisfotoschau fand ich in meiner Akte nicht. Muss peinlich gewesen sein.

Siegfried Wittenburg

Fotografiert in den 1980er Jahren, aufgeschrieben 2011, verfasst 2017.



DDR, Rostock-Warnemünde, VEB Warnowwerft, Ausrüstungskai

Mein Vater arbeitete von 1947 bis 1976 auf dieser Werft. Kam er von der Schicht, schimpfte er oft über die herrschenden Zustände. Kam mein Bruder aus dem Westen zu Besuch, zeigte er ihm voller Stolz die gebauten Schiffe. Sicher, die Schiffbauer lieferten in harter Arbeit gute Produkte ab. Das Problem war nur, dass dieses mit einer sehr hohen Anzahl von Arbeitskräften, einem aufgeblähten „Wasserkopf“ und oft technisch rückständigen Produktionsmitteln erfolgte.



DDR, Rostock-Warnemünde, VEB Warnowwerft, Betriebseingang

Als diese Aufnahme entstand, war ich bereits Kandidat im Verband Bildender Künstler der DDR. Von der VEB Warnowwerft erhielt ich den Auftrag, nicht die Schiffe, nicht die Werkstätten, nicht die Parteileitung, sondern die Orden am Betriebseingang zu fotografieren. Und somit das, was im Sozialismus am meisten zählte: Ruhm und Ehre. Die Werft beschäftigte auch eine Abteilung mit handwerklich tätigen Fotografen, die dieses Bild mit Leichtigkeit hätten anfertigen können. Oder auch nicht.



DDR, Rostock-Evershagen, 1983

Es war nichts Besonderes, wenn ein SED-Genosse während des Subbotniks, also eines freiwillig unfreiwilligen Arbeitseinsatzes an einem Samstagvormittag unter dem Motto „Schöner unsere Städte und Gemeinden“, in diesem Fall die Pflege der Grünanlagen vor einem Feierabendheim als Maßnahme im Kampf um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“, eine Pause einlegte. Bei Erringung dieses Titels gab es eine kollektive Prämie, die wiederum die Versorgung mit belegten Brötchen und einer Kiste Bier ermöglichte.



DDR, Rostock, Gärtnerstraße, 1988

Eigentlich sollten in diesem historischen Stadtteil der Hansestadt Rostock bereits die Abrissbirnen, Planierdrauen, Bagger und Kipper wüten. Hätte es diese ausreichend gegeben, würden Baukräne in industrieller Standardbauweise neue Plattenbauten aufrichten. Stattdessen besetzten jugendliche „Erhaltungswohner“ die Häuser und es bildeten sich oppositionelle Gruppen. Die ursprünglichen Bewohner waren in die Neubausiedlungen am Stadtrand oder in den Westen abgewandert. Am Ende der Straße fand ich einen kleinen Produktionsbetrieb, die PGH Metallbau. Dort fertigte ich die folgenden Fotos an.



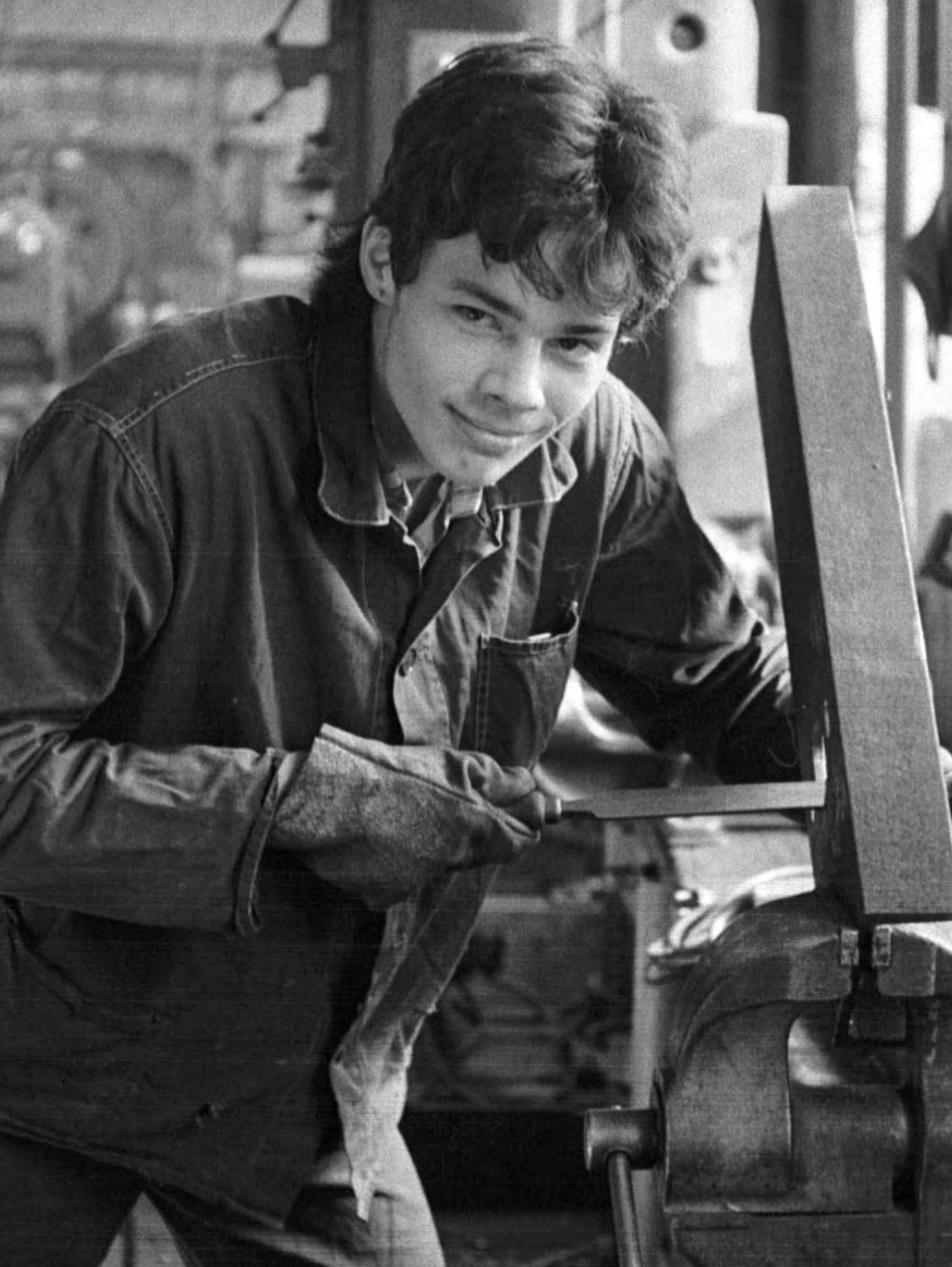




DDR, Rostock, Gärtnerstraße, April 1990

DDR, Rostock, Gärtnerstraße, April 1990

Ich habe nicht gefragt, wozu diese Blechteile dienlich waren. Der Arbeiter an der Presse vom Hersteller WMW in Erfurt, in der DDR ein Exportbetrieb, erzählte mir, dass er eigentlich Bäckermeister sei, seine Bäckerei gegenüber aus Gründen der Abwanderung der Einwohner aufgeben musste und bis zur Rente diese Tätigkeit gefunden hat. Mir kam der Gedanke, dass dieser Prozess doch automatisiert werden könnte, doch dann hätte der Bäckermeister diesen Job verloren. Aber er hatte ihn ja schon zuvor verloren, weil auch die Brötchen inzwischen industriell produziert wurden.





DDR, Rostock, Alter Markt, 1989

Als ich diese Aufnahme in den letzten Jahren veröffentlichte, rief mich der ehemalige Eigentümer dieser Schmiede an und verdeutlichte mir, dass er sich angesichts dieser Darstellung beleidigt fühle. Schließlich habe er diesen Privatbetrieb über die Zeiten retten können, bis das Haus nach der Wende abgerissen wurde, um für ein neues Gebäudensensemble Platz zu machen. Er verstand mich nicht, der ich den Zustand des ältesten Teils meiner Heimatstadt darstellen wollte. Schräg gegenüber stand die Petrikirche, erbaut ab 1252, seit Kriegsende ohne Turm. In der Kirchgemeinde waren oppositionelle Jugendliche aktiv. Ich ging in die Schmiede hinein und porträtierte dort die Arbeiter. Siehe folgende Abbildungen.









DDR, Rostock-Marienehe, Industriegelände, 1987

Auch in der DDR entstanden im Rahmen des Rationalisierungsmittelbaus neue Industrieanlagen mit dem Ziel, Fertigungsabläufe zu verbessern. Die oftmals mit guten Facharbeitern und findigen Ingenieuren besetzten Abteilungen wurden von der SED-Führung beauftragt, in handwerklicher Produktion fehlende Konsumgüter wie Wohnzimmerleuchten und Hollywoodschaukeln herzustellen. Für die Rationalisierung der Industrie fehlten dann die Kapazitäten.



DDR, Rostock, Max-Eyth-Straße, 1987

Angesichts der Porträts von meinen Lehrlingen, die ich von 1985 bis 1987 neben meinem Arbeitsplatz aus freien Stücken anfertigte, bin ich heute froh, nicht als Berufsfotograf Protokollbilder von der und für die SED-Führung abgelichtet haben müssen.



DDR, Rostock, Max-Eyth-Straße, 1987

Ich kann mich noch sehr gut an diesen Lehrling erinnern. Er sprühte vor Geist und Witz. In seiner Freizeit brachte er mit einer Diskothek die jungen Leute zum Tanzen. Hier repariert er einen wohl 20 Jahre alten 25-Watt-Verstärker für eine Kommandoanlage der NVA. 1989/90 wurde auch diese Generation komplett aus der Bahn geworfen. Ich wüsste zu gern, was aus diesem jungen Mann geworden ist.







DDR, Rostock, Industriegelände Osthafen, 1987



DDR, Rostock-Marienehe, Industriegelände, 1987

Auch in der DDR mokierten sich viele Menschen über die Grünen im Westen und deren Sorge um die Umwelt. Logisch: Es war auch in der DDR bequemer, den Unrat vor dem Zaun abzukippen oder im Wald verschwinden zu lassen.



DDR, Rostock, Industriegelände Osthafen, 1987

Der größte Teil des Volkseigentums bestand aus Provisorien und geflickten Anlagen. Sicher gab es auch moderne Betriebe oder Betriebsteile, besonders für den Export. In dem Betrieb, wo ich arbeitete, wurde eine neue Produktionsstätte in Betrieb genommen. Sie war aufwändig abgeschirmt und als „spezielle Produktion“ für das Militär tätig. Die Beschäftigten benötigten eine Sondererlaubnis und durften keine Kontakte in den Westen unterhalten.



DDR, Rostock-Marienehe, Industriegelände, 1987

Für entdeckungsfreudige Kinder war achtlos liegengelassenes Volkseigentum ein Abenteuerspielplatz. Die offizielle Parole hieß: „Aus jeder Mark, aus jeder Stunde Arbeitszeit, aus jedem Gramm Material einen höheren Nutzeffekt!“ Das Volk witzelte: „Wir sparen, koste es, was es wolle!“





-Friedrich-Engels-Straße



DDR, Rostock-Warnemünde, 1986

Dieses Bild zeigt den „kreativen Kern“ des Foto Klub Konkret. Diese Arbeitsgemeinschaft zählte über 20 junge Mitglieder: Schüler, Studenten, Arbeiter, Ingenieure, Berufsfotografen und SED-Mitglieder. Das Foto entstand, nachdem die Gruppe eine Feuerprobe überstand, weil sie sich der Zensur ihrer Arbeiten verweigerte. Fortan stand sie unter Beobachtung der Stasi. Ihre realistischen und inhaltlich anspruchsvollen Fotografien nahmen in der Öffentlichkeit einen breiten Raum ein.



DDR, Rostock-Warnemünde, 1988

"Der Bitterfelder Weg sollte in der Deutschen Demokratischen Republik eine neue programmatische Entwicklung der sozialistischen Kulturpolitik einläuten und den Weg zu einer eigenständigen `sozialistischen Nationalkultur` weisen. Diese sollte den `wachsenden künstlerisch-ästhetischen Bedürfnissen der Werktätigen` entgegenkommen." (Zitat: Wikipedia).

Künstler und Schriftsteller sollten in den Fabriken arbeiten und Arbeiter bei deren eigener künstlerischen Tätigkeit unterstützen, um die "Entfremdung zwischen Kunst und Volk" zu überwinden. 1994 wurde ich von einem mir bis heute rätselhaften ehemaligen SED-Funktionär zu einer Ausstellung eingeladen. Sie wurde nicht zensiert, von ihm nicht bemängelt, sondern öffentlich lebhaft diskutiert. Per Fax schickte er mir eine abschließende Rezension. Ich las:
"Er ist ihn gegangen, den Bitterfelder Weg." Ich habe diesen Mann nie wieder gesehen.

Hiemit erlaube ich, diese Datei für **nicht kommerzielle** Zwecke an weitere Kontaktpersonen zu versenden und auch in gedruckter Form zu verbreiten.

Viele Grüße! Bis zum nächsten Mal!

Fotografiker, Autor, Künstler, Erzähler...

Siegfried Wittenburg
Am Schulacker 14
19067 Langen Brütz
Mecklenburg-Western Pomerania
Germany

post@siegfried-wittenburg.de